

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Ein gallo-helvetisches Gräberfeld

**Autor:** Wiedmer, Jakob

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574929>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

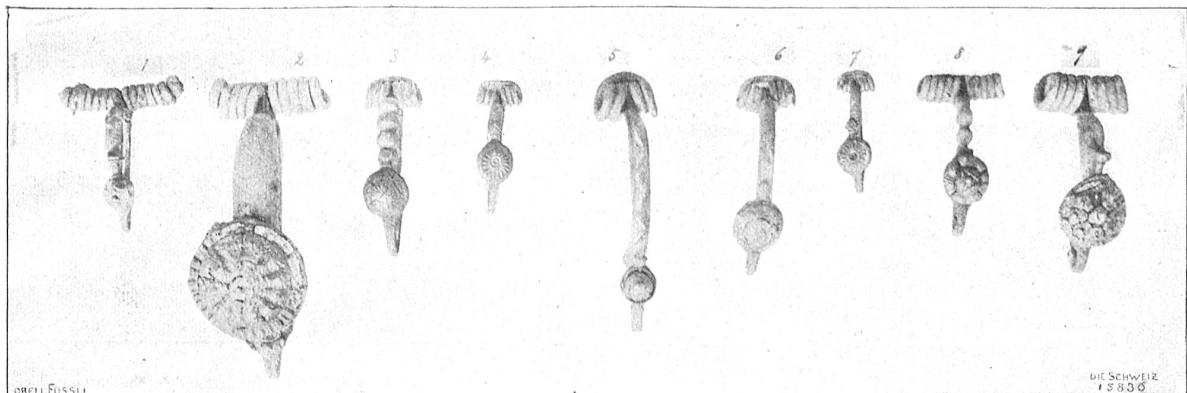


Abb. 1-9. Fibeln (Herrnadeln).

## Ein gallo-helvetisches Gräberfeld.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Mit zweihundertsig Abbildungen.

Ein gutes Geschick hat uns aus grauer Vorzeit, da noch keine eisigen Schreiber die Sitten und Gebräuche aufzeichneten, Archäe hinterlassen in Höhlen, auf dem Seegrunde und in Gräbern über die Lebensweise und bis zu einem gewissen Grade über die äußere Erscheinung des Menschen seit seinem ersten Auftreten in unsern Gegenden. Der nachzeitliche Höhlenbewohner vermachte uns seine primitiven Werkzeuge aus Feuerstein und Horn, seinen Schmuck aus versteinerten Muscheln und Mineralien und als Beweise eines hohen künstlerischen Könnens seine famosen Tierzeichnungen auf Knochen und Horn, ja sogar naturalistisch getreue Schnitzwerke.

In viel reicherm Maße noch besitzen wir dies alles aus den Pfahlbauten, wo auch der Mensch selber durch Skelette Erinnerer vertreten ist. Und wo die Archäologie aus eigenen Mitteln die Erklärung eines Fundes schulig bleiben müsste, springt ihre Schwester, die Ethnographie, in die Lücke mit Vergleichsmaterial von Völkern, die heute noch auf der Kulturstufe jener bei uns längst untergegangenen Geschlechter stehen. Unter dem Lichte, das die ethnographische Forschung uns über die Primitiven anderer Erdteile bringt, beleben sich die stummen Überreste aus grauer Vorzeit in unsern Museumschränken, soweit die Bestimmung der alten Überreste sich nicht von selber ergibt. Es wird sogar möglich — was uns als Menschen näher angeht, als selbst die genaueste wissenschaftliche Ergründung der Objekte — in die Vorstellungswelt jener Längstvergangenen einzudringen und uns zu überzeugen, welch ehrwürdiges Geschöpf der Mensch auch in seinen äußerlich armwüchsigen Ausfängen war, wie je und je Gefühle und Triebe ihn bewegten, die uns heute noch trok allem aus der Tiefe der Seele beherrschen.

Die äußere Form der Überreste ändert sich. Der Mensch verließ die Pfahlbauten und siedelte endgültig auf das feste Land über; er lernte im achtten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Eisen kennen und verweist unsere Forschung nun fast ausschließlich auf seine letzte Wohnung, das Grab. Aber der Tod war für ihn nicht ein unbedingtes Ausgöschtsein aus lieblicher Erinnerung oder aus der Vorstellung der Existenz überhaupt: denn wie sollten wir uns sonst die Sitte deuten, welche die Leiche noch überreich schmückte oder dem Verbrannten Gefäße und Schmuck neben seine Asche bettete? Die erste Eisenzeit (sogenannte Hallstattperiode, etwa 800—400 v. Chr.) übte den Leichenbrand. In dem über der Asche aufgeschichteten Hügel finden sich neben den Überresten von Speisen reichverzierte Gefäße und Schmuck. In Subingen förderte der Spaten neben dem Totenpunkt einer Frau die Spielzeuge eines Kindes aus Licht, im Nachbarhügel außer den üblichen Beigaben kleine Körnchen, die sich bei genauer Untersuchung als Weihenamen erwiesen. Hätte man dem lieben Toten als letzten Frühlingsgruß einen Blumenstrauß mit auf den unbekannten Weg jenseits des geheimnisvollen Tores gelegt? Undenkbar ist es nicht, wenn wir dieselbe Sitte weit-

verbreitet finden bei Völkern, die allerdings, wie die Ägypter, auf einer viel höheren Kulturstufe standen. Aber warum sollte der Mensch der Hallstattzeit, der sich als nicht kriegerisch, sondern als stimmig und schmuckliebend in seinen Vermächtnissen fand, solcher Poetie unfähig gewesen sein? Eine Sturmflut von Großen brach zu Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts von Gallien her über die Nachbargebiete ein; der Leichenbrand erlischt, der nüchterne Gallier legt seinen Toten ins einfache ausgeschaukelte Grab. Aber so sehr seine Waffen und sein Schmuck den Stempel des einfachen und zweckmäßigen aufweisen im Vergleich zu der unmittelbar vorangehenden Zeit, so hat er doch einen Zug gemeinsam mit allen andern: der Krieger wird mit seinem Schild bedekt, Schwert und Lanze liegen ihm zur Seite; kunstvolle Raderln halten das Totenhemd zusammen, und am Atem funktelt die Spange. Die Frau, die er in Ehren hielt, wird nicht ungeschmückt ins Grab gebettet, und selbst dem Kind gibt er den kleinen Armring, die Halszette aus Glas- und Bernsteinperlen mit.

In Oberösterreich liegt an einem kleinen See der Ort Hallstatt, bei dem sich annähernd tausend Gräber der ersten Eisenzeit fanden; in der Folge erhielt diese Periode ihren Namen von jenem weltgeschichtlichen Erdenwinkel. Am Neuenburgersee, nicht weit von dem Dörfchen Marin, heißt ein Ufergebiet La Tène. Hier, auf einsamem Strandboden, kamen die Überreste einer bedeutenden Ansiedlung oder, besser gesagt, einer strategischen Anlage aus der zweiten Eisenzeit ans Tageslicht, und nach der einstigen Bucht wurde nun die zweite Eisenzeit Latène-Periode benannt, die bei uns von etwa 400—58 v. Chr. dauerte, d. h. bis zu dem Auszuge nach Gallien, der bei Vibrakte blutig endete.

Bleiben in der vorhergehenden Epoche die Ansiedlungszeugen, die Grabhügel, fast ausnahmslos auf das flachere, fruchtbare Land in der Hochebene beschränkt, so erweisen sich nun fast plötzlich auch die entlegeneren Bergtäler als bewohnt. Zumeist blieben natürlich auch jetzt die einladenden Gegend des Flachlandes bevorzugt; daneben bildeten sich im Wallis, im Tessin und im Bündnerlande dank der günstigen Klimaverhältnisse bedeutende Ansiedlungen.

Welcher Kanton der Hochebene hätte aber nicht seine Latène-Funde aufzuweisen? Dort kommen seit Jahrzehnten einzelne Gräber zum Vorschein, hier ganze Gräberfelder, so besonders zwischen dem Lemmen und der Aare. In einer Kiesgrube bei Gempenach (Freiburg) wurden seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Gräber mit hervorragenden Beigaben (im bernischen historischen Museum) zu verschiedenen Malen entdeckt, bei Bevey untersucht Dr. A. Naef, Kantonsarchäolog in Lausanne, in mustergültiger Weise und mit bestem Erfolg rund dreißig Bestattungen (die Resultate sind in einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Publication niedergelegt), und im heutigen Stadtbezirk Bern kamen schon in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts Funde derselben Zeit an ver-

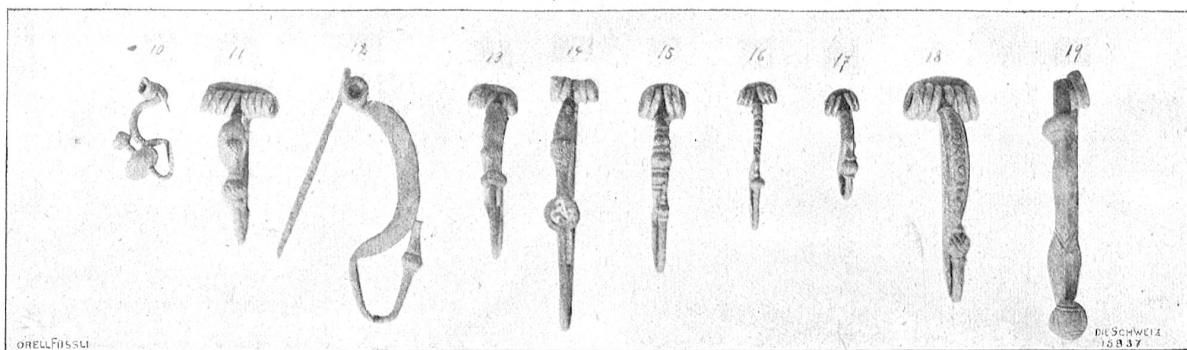


Abb. 10-19. Fibeln; Nr. 14 mit sog. Triquetrum.

schiedenen Punkten zum Vorschein. Sie wurden zahlreicher mit der vermehrten Bautätigkeit, und heute wissen wir, daß die Alarehalbinsel schon in vorrömischer Zeit gut besiedelt war. Neben dies förderte Ende der vierziger Jahre ein Straßenbau in der Tiefenau eine erstaunliche Menge Waffen u. a. m. aus der Latène-Zeit zutage. Dazu gesellten sich gleichaltrige Gräberfunde von Bolliken, Rüthigen bei Worb, Großhöchstetten, Oberhofen am Thunersee, Spiez, Thun, Kirchthurnen, Wiedach, Belp, besonders aber dieses Frühjahr das große Gräberfeld von Münsingen, von dem ausführlich die Rede sein soll. Alle diese Funde haben nicht nur die archäologische Sammlung des bernischen historischen Museums zu einer ganz erstaunlichen auch auf diesem Gebiete gemacht, sondern sie geben uns einerseits ein gutes Bild von der starken Besiedelung des Alaretals in der zweiten Eisenzeit, und anderseits gewährt ihre Zusammenstellung einen vorzüglichen Einblick in jene so weit zurückliegende Kultur.

Besonders ist dies der Fall bei dem erwähnten Totenfeld von Münsingen. Da die Gräber der Latène-Zeit sich in keiner Weise zum voraus an der äußeren Bodenform erkennen lassen, indem keine Hügel sich über ihnen wölben, noch sonstige Merkmale sie verraten, so ist ihre Entdeckung immer eine Sache des Zufalls. Irgend ein Arbeiter findet beim Kiesabbau Knochen und halbzerrissene Metallobjekte, die er im günstigsten Falle sorglos zusammenstellt, nach und nach wieder verliert oder allenfalls

jemandem zeigt, der ihre Bedeutung erkennt und sie dem Museum zuführt. Meist sind die Dinge dann schon sehr mitgenommen, und von einem Studium ihrer ursprünglichen Einlagerung kann selten mehr die Rede sein. Da ist es dann ein wahrer Glücksschlag, wenn ein Gräberfeld systematisch ausgebeutet werden kann, wenn das gefundene Grab nicht vereinzelt war und schließlich nur als Vorboten der Zerstörung anheimfiel.

Schon seit einigen Jahren wird oberhalb des Dorfes Münsingen aus einer Schotterterrasse Kies gewonnen. Wie sich nun herausstellt, hatten die Grubenarbeiter zu wiederholten Malen beim Abbau Knochen in dem weggegrabenen Material bemerkt, sie aber erst einigermaßen beachtet, als mehrere Schädel zugleich aus den oberen Lagen heruntergerollt kamen — sie wurden natürlich kurz und klein geschlagen — und allerhand auffällige Gegenstände im Sandboden hängen blieben. Jetzt erlangte ein eifriger Geschichtsfreund, Sekundarlehrer Büdi in Münsingen, Kenntnis von den Funden und meldete sie dem Verfasser, rettete auch für das Museum, was noch zu retten war. Es hatte nun vorerst den Anschein, als seien die derart zerstörten Gräber vereinzelt gewesen; denn trotz der den Arbeitern anempfohlenen und von ihnen geübten Aufmerksamkeit wollte sich lange nichts mehr zeigen. Da endlich, anfangs Mai dieses Jahres, wurden weitere Gräber gefunden, und nun begann die regelmäßige Durchforschung des Grundstückes, die bis heute fünfzig Gräber ergab, ohne ganz abgeschlossen zu sein. Es ist hier nicht der Ort, sich

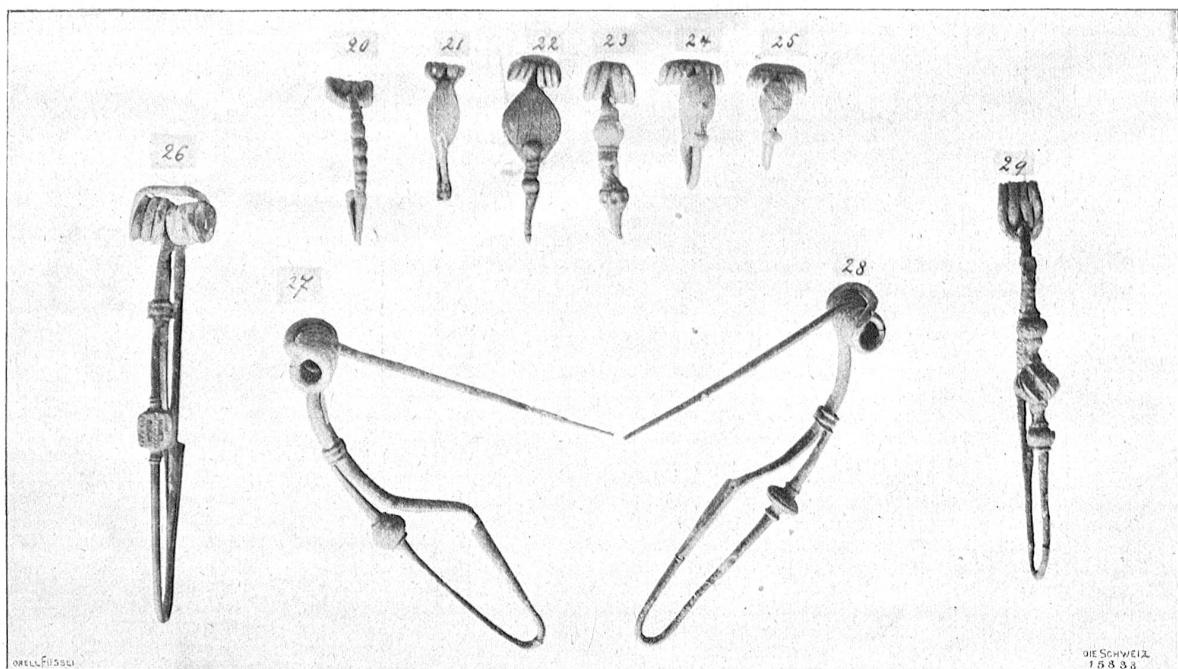


Abb. 20-29. Fibeln.

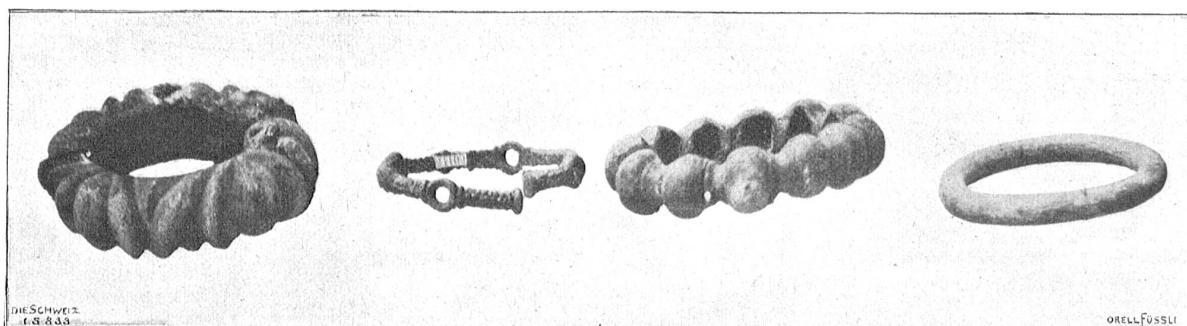


Abb. 30-33. Bronzeringe.

in einer Beschreibung Grab für Grab zu ergehen — dies wird im diesjährigen Archiv des Bernischen Historischen Vereins geschehen — was uns hier beschäftigt, sind der Überblick, den das Ergebnis schon jetzt vollkommen gestattet, und die Aufschlüsse, welche die Funde über die Kleinkunst und die Sitten jener fernern Zeit geben.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß die gallischen Völker uns in ihrer Hinterlassenschaft als viel nüchterner entgegentreten als diejenigen, die zur Hallstattzeit in unserm Lande dominierten und über deren ethnologische Zugehörigkeit wir noch sehr wenig wissen. Die prunkvollen bronzenen Gurtbleche mit

trachtete, das grausam gegen den Feind sein konnte und dem die Freiheit als tiefste Schnauze galt. Im übrigen betrachteten die verschlagenen Römer die Gallier als große Kinder: leichtgläubig, dem Momenten lebend und in religiös-abergläubischen Vorstellungen besangen. Ihre wilde Tapferkeit, die es oft verschmähte, dem Feind auch nur bekleidet im Kampfe entgegenzutreten, machte den Römern stets einen außerordentlichen Eindruck, und die blondhaarigen Recken mit weißer Haut, blauen Augen und hängenden Schnurrbärten, die sich in den oberitalienischen Schlachten des vierten vorchristlichen Jahrhunderts zu Tausenden abschlachten ließen, waren den Römern eine schreck-

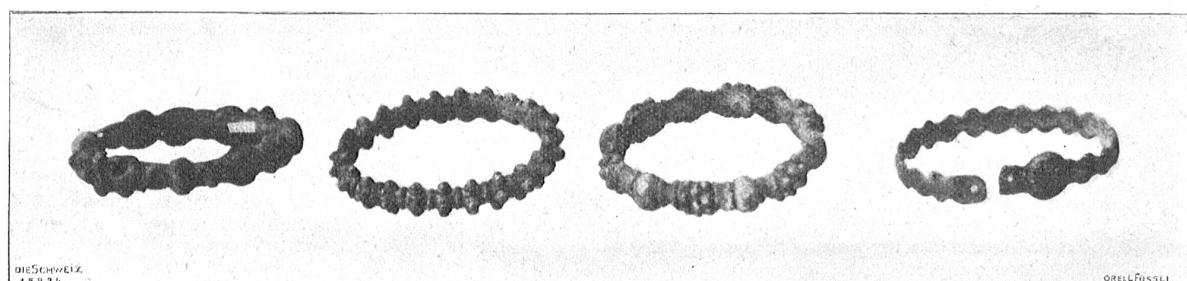


Abb. 34-37. Bronzeringe.

gepunzten und gravierten Verzierungen verschwinden in der Latène-Zeit, ebenso die manuifachen Künstreichen und klingelnden Brustgehänge, die Armpangen von doppelter Handbreite und der Reichtum bemalter Gefäße. Dafür finden sich häufiger die Waffen; der Schmuck ist, wenn auch reich, doch weniger „prächtig“, und die Toten wurden keiner umständlichen, feierlichen Verbrennung unterzogen, sondern einfach in die Erde gebettet. Das stimmt überein mit dem Charakterbilde, das uns römische Schriftsteller von den Galliern geben. Sie waren unstet, kampflustig, jähzornig, ein stolzes Kriegergeschlecht, das in Holzhütten wohnte, der Jagd oblag, aber den Kampf als Rühmlichstes be-

hafte Erscheinung von Brennus, dem Groberer Roms, bis hinab auf Diviko.

Der Totenacker von Münsingen wurde wohl nahezu vom Anfang der Latène-Zeit bis zu dem unzeitigen Auszuge nach Gallien benutzt; wir haben also ein ziemlich vollständiges Bild einer ländlichen Ansiedlung durch die Dauer mehrerer Jahrhunderte vor uns.

Die Gräber sind in verschiedener Tiefe, von dreißig Zentimeter bis zwei Meter, in die Kieslager eingeschnitten. Die ältern sind vorwiegend von Westen nach Osten orientiert, die jüngeren von Süden nach Norden; doch ist diese Anordnung nicht ausnahmslos

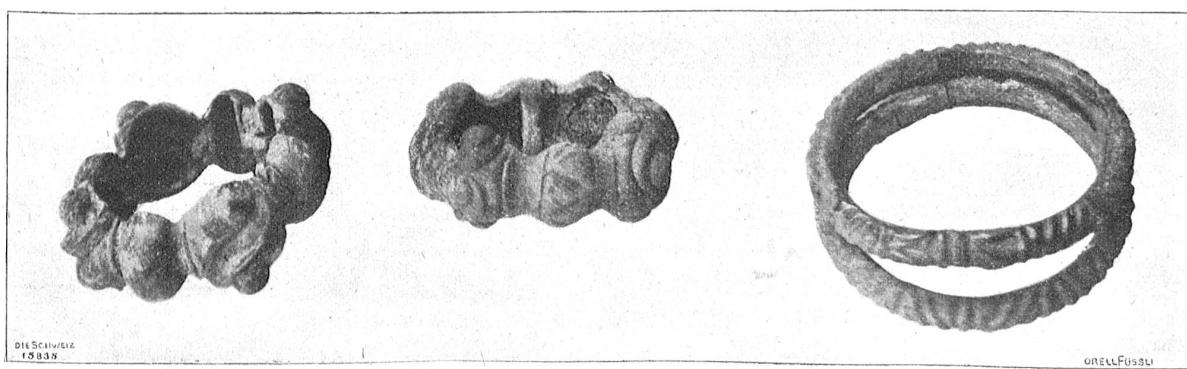
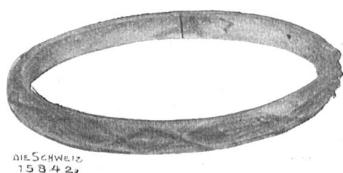


Abb. 38-40. Bronzeringe.

DIE SCHWEIZ  
15842

langen Benützung des Friedhofes wäre es sonst unvermeidbar gewesen, daß man bei späteren Bestattungen mit früheren in Konflikt gekommen wäre. Dies ist aber nur in einem einzigen Falle nachweisbar, wo ein Skelett querüber auf einem andern lag, zwanzig Zentimeter höher als dieses. Auch handelte es sich in diesem Falle um eine eilige und nachlässige Beerdigung; denn der Tote lag zusammengekrümmt in seinem Grabe, ein armer Paria, der keinen andern Schmuck trug als einen eisernen Armband.

Überhaupt läßt sich deutlich ein Unterschied feststellen zwischen Reich und Arm; während die Ausstattung der Leichen vorwiegend eine prunkvolle ist, finden sich doch auch solche, die wenig oder gar keinen Totenschmuck tragen. Vielleicht gelingt es, aus den Skelettresten und besonders aus den Schädeln festzustellen, ob wir in den Untergräben die Angehörigen eines andern Volkes, Untertowfene, Sklaven vor uns haben.

Bei den Reichgeschmückten lassen sich nicht selten in Lagen und Streifen schwarzen Moders Überreste von Särgen erkennen, wie Dr. Raef solche auch in Bexy fand; andere Belege solcher Sargbestattungen ergaben die Gräber von Bolliken und Rhyggen.

Und nun die Beigaben, der Schmuck, der den Toten im Grabe zierte.

Von einem größeren Hemd oder Mantel, so wie von feineren Geweben haben sich in dem Nest des Metallschmucks größere und sehr deutliche Überreste erhalten. Dieses Kleid wurde am Halse, auf der Brust oder an den Schultern durch kunstvolle Hefnadeln (Tibeln) zusammengehalten, von denen die Abb. 1 bis 29 eine kleine Auslese darstellen. Die Nummern 1—9 tragen auf dem immer besonders reich gearbeiteten Fuß sogenannte Pfannen mit Einlagen aus Email, das zum Teil durch Eisenoxyd blutrot gefärbt und überdies noch modelliert ist (Abb. 1, 2, 8, 9). Wie reizend müßten die kleinen Schmuckstücke mit solcher Verzierung neben der ursprünglich goldglänzenden Bronze aussehen! Bei andern ist durch die Form des Fußes oder Bügels (Abb. 10, 15, 20, 23, 26—29) oder durch zierliche Gravierungen (Abb. 14, 18, 22) ein kleines Kunstwerk geschaffen. Nr. 14 zeigt (auf dem Bilde besonders hervorgehoben) eine bei gallischen Fundstücken mitunter vorkommende, charakteristische Verzierung, das sogenannte Triquetrum. Diese Fibel, sowie die Nummern 26—29 gehören der jüngern, sogenannten Mittel-Latène-Zeit an, die den Zeitraum vom zweiten bis Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts umfaßt.

Die Mannigfaltigkeit der Formen, ein Spiegel des Geschmacks und der wechselnden Mode, ist eine nahezu unbeschränkte und gibt uns einen deutlichen und hohen Begriff von dem Formensinn dieses Volkes, das irrtümlicherweise vielfach noch als ein halbwildes und barbarisches angesehen wird.

Waren Hals und Brust mit Fibeln — die nebenbei bemerkst, nichts anderes sind als eine verhönte Form unserer nüchternen Sicherheitsnadel — reich geschmückt, so glänzten an den Armen kunstvolle Bronzespangen (Nr. 30—39), bald paarweise, mitunter ebenfalls noch durch eine Auslage von Blutemail verziert, wie Nr. 37. Neben den Fibeln sind es wohl diese

durchgeführt, indem auch schrägerichtete vorkommen. Zweifellos waren damals die Gräber äußerlich in irgend einer Weise bezeichnet, sei es durch Steinkränze oder andereswie; denn bei der

Spangen, die am deutlichsten den Stil der Zeit zeigen; ihre Ornamentik ist durchaus nicht willkürlich und wahllos, sondern es lassen sich eine Reihe ausgeprägter Motive feststellen, wie eine genauere Durchsicht schon dieser kleinen Auswahl zeigt. In der Mittel-Latène-Zeit gesellten sich dazu noch Armbinge aus farbigem Glas, hellgrün oder hellblau mit aufgelegten dunkelblauen Glasfädchen (Nr. 41), dunkelviolettblau mit zierlicher Modellierung der Außenseite (Nr. 42—44) und aufgezogenen Zickzacklinien aus gelbem und weißem Schmelz (Nr. 43); Nr. 45 entspricht der Nr. 44, ist aber hellgrün. Die Abbildungen vermögen natürlich auch nicht annähernd den Reiz wiedergeben, den gerade die satten, leuchtenden Farben diesen Schmuckgegenständen verleihen. Nr. 46 besteht aus Silit, einer dem heute noch vielfach zu Schmuck verarbeiteten Gagat oder Get nahe verwandten versteinerten Kohle, die wohl aus Württemberg stammt.

An den Knöcheln prunkten, immer zu zwei Paaren, hohle, getriebene und am Schließstück oft gravierte Bronzeringe (Abb. 40), die stets dieselbe Form zeigen und in der Mittel-Latène-Zeit verschwinden.

Dass einem so prunkliebenden Volke (denn das waren die Gallier, trotzdem das einzelne Objekt immer eine gewisse Zweckmäßigkeit verrät und nie durch Form oder Umfang dem Träger hinderlich wurde) auch der Fingerring nicht unbekannt war, ist selbstverständlich. Und welche Reichhaltigkeit der Formen tritt uns hier wieder entgegen! Abb. 49—53 zeigen Goldringe, 54 einen Silberring mit Goldplaque, 55—57 Silber- und 58—60 Bronzeringe, der lebendigste mit einer Emailleinfüllung. Die auffällige, seltsame Form, wie sie uns in Nr. 53 und 57—59 entgegentritt, war in der Früh-Latène-Zeit jedenfalls sehr beliebt und wird heute noch in Ostindien als Zehenschmuck getragen. Wie gerne man sich damals mit Fingerringen zierte, beweist der Umstand, daß in demselben Grabe vier bis sieben Ringe gar nicht selten vorkommen. Der Raum gestattete es leider nicht, auch nur annähernd alle Formen aufzuführen, die allein Münzstangen ergeben hat.

Bei zwei Gräbern der älteren Zeit fand sich am Hals je ein dünnes Bronzefettchen, mit einer großen Bernsteinperle behangt (Nr. 61); bei dem einen lagen überdies zehn kleinere Bernstein- und eine Schmelzperle, die für sich auf ein Schnürchen gereiht waren und mit der Kette einen doppelten Schmuck bildeten. Eine andere Halszier stellt Nr. 48 dar, kleinere und größere Perlen aus Kobaltglas und Bernstein.

In der Mittel-Latène-Zeit tritt als neues Schmuckstück die Gürtelfette aus Eisen oder Bronze auf, wie Nr. 47 sie aus seitigen-nannten Metall zeigt. Das vorliegende Exemplar mit dem hervorragend schönen Schloß stammt zwar aus Belp; aber in Münzstagen fanden sich ebenjolche Ketten mit einfacherer Schließe gleichfalls in mehreren Exemplaren.

Unzweifelhaft ist für sehr viele dieser Gegenstände an fremde Herkunft, schon dem Material nach, und Beschaffung durch Handel zu denken; einzelne der auch hier gefundenen Typen bedingen durch ihre weite Verbreitung geradezu diese Annahme.

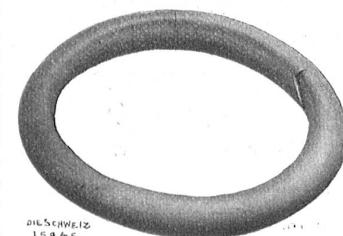
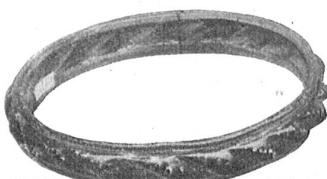
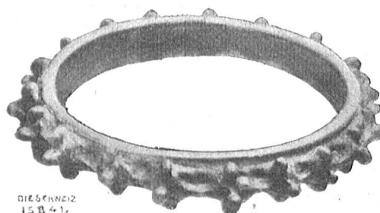


Abb. 41—46. Armbinge aus farbigem Glas (41—45) und aus Silit (46).

DIE SCHWEIZ  
15844DIE SCHWEIZ  
15843DIE SCHWEIZ  
15841

Aber da die Römer die Gallier als geschickte Schmiede und Weber priesen, so dürfen wir doch auch wieder annehmen, daß ihnen die eigene Kunstfertigkeit Ebenbürtiges zu schaffen erlaubte.

Zu all diesem Prunk, den wir uns im Goldglanz des frischen Metalls, dem Schimmer des Bernsteins und dem Leuchten des unverwitterten Glases (das allerdings auch heute nur ganz schwache Spuren von Iridisation zeigt, etwa wie alte farbige Scheiben) denken müssen, kam beim Krieger das Schwert mit verziertem Scheide, die langschäftige Lanze und der eisenbeschlagene Schild. Auch die Männer, selbst der alte Veteran, verschmähten die Zier keineswegs, und die Beigaben allein würden nicht erlauben, auf das Geschlecht des Bestatteten zu schließen. Trotz der Narben aus wildem Kampf, die noch auf dem Schädeldach eingezeichnet stehen, trug der Haudegen seine wichtigen Armringe und zierlichen Hefnadeln. In den nicht viel mehr als eine Elle langen Kindergräbern fanden sich zwar keine Leberreste der kleinen Skelette mehr — die Kindlein sind aufgelöst — aber der winzige Bronzering, der einmal den kleinen Arm geschmückt, die Hefnadel, die das Totenzähnchen auf der Brust zusammengehalten, und das Ringlein aus weissem Glas, das halb Spielzeug, halb Schmuck gewesen sein mag, sie liegen alle noch da und lassen erkennen, in welcher Weise die kleinen beigesetzt worden. Es sind ihrer ein halbes Dutzend, die zwischen den Greben jeder Altersstufe eingestreut liegen; nur eines hat den Platz unmittelbar neben einer Frau, wohl seiner Mutter, bekommen. Sie muß arm gewesen sein; denn eine einzige Eisenfibel lag auf ihrer Brust; am Skelett finden sich mehrfach Spuren von Rost. An ihre linke Seite wurde das Kind gebettet, von dem freilich nichts übrig geblieben ist als der Schmuck. Hat die Mutter nichts als eine Eisenfibel, so ist doch das Kind reichlich ausgestattet mit einer bronzenen Hefnadel, einem Armband und einer Halszette von vier Glas- und Bernsteinperlen. Im Kranz der Zuschauer, die immer in ziemlicher Anzahl der Ausgrabung beiwohnen, stand an jenem Tage, da das Doppelgrab geöffnet wurde, ein Mütterl mit seinem Kind auf dem Arm. Die Frau war vom nahen Feld herübergekommen, eine der abgearbeiteten, ärmlichen, die kaum jemals in ihrem Leben ein wirkliches Schmuckstück getragen. Aber den Hals ihres kleinen hatte sie mit einer Schnur blauer Glasperlen geziert und an einem der kleinen Finger stak ein zinner-

nes Ringlein mit rot aufgemaltem Stein. Es war, als ob die beiden im Grabe in den zwei Zuschauern wieder lebendig geworden wären. Wie wenig hat sich das innerste Wesen des Menschen im Laufe der Zeit geändert!

Ein anderes Bild. Lang ausgestreckt liegt der Krieger auf dem Rücken, Schwert und Speer neben sich, an jedem Oberarm eine massive bronzenen Spange, die Nadeln, die das Totenzähnchen zusammenhielten, auf der Brust, die Fingerhügel mit Ringen geschmückt. Aber die linke Schulter ist verunstaltet durch eine unglaubliche Knochenwucherung, wie sie durch lange Eiterungen entstehen, wohl die Folge einer verunreinigten, tiefen Wunde. Auch sein Schädeldach weist eine schwere Verletzung auf, die unter Missbildung nach innen und außen verzerrt ist. Diese Wülste mußten das Sprachvermögen des Mannes gestört haben, jodoch er, wie ein Anatom sich fürzlich über ihn ausdrückte, bei der Erzählung seiner Kriegsabenteuer nicht nur langfädig sein möchte, sondern auf alle Fälle überdies tüchtig stotterte.

Nicht weit von ihm lag ein anderer begraben, dessen Kopf

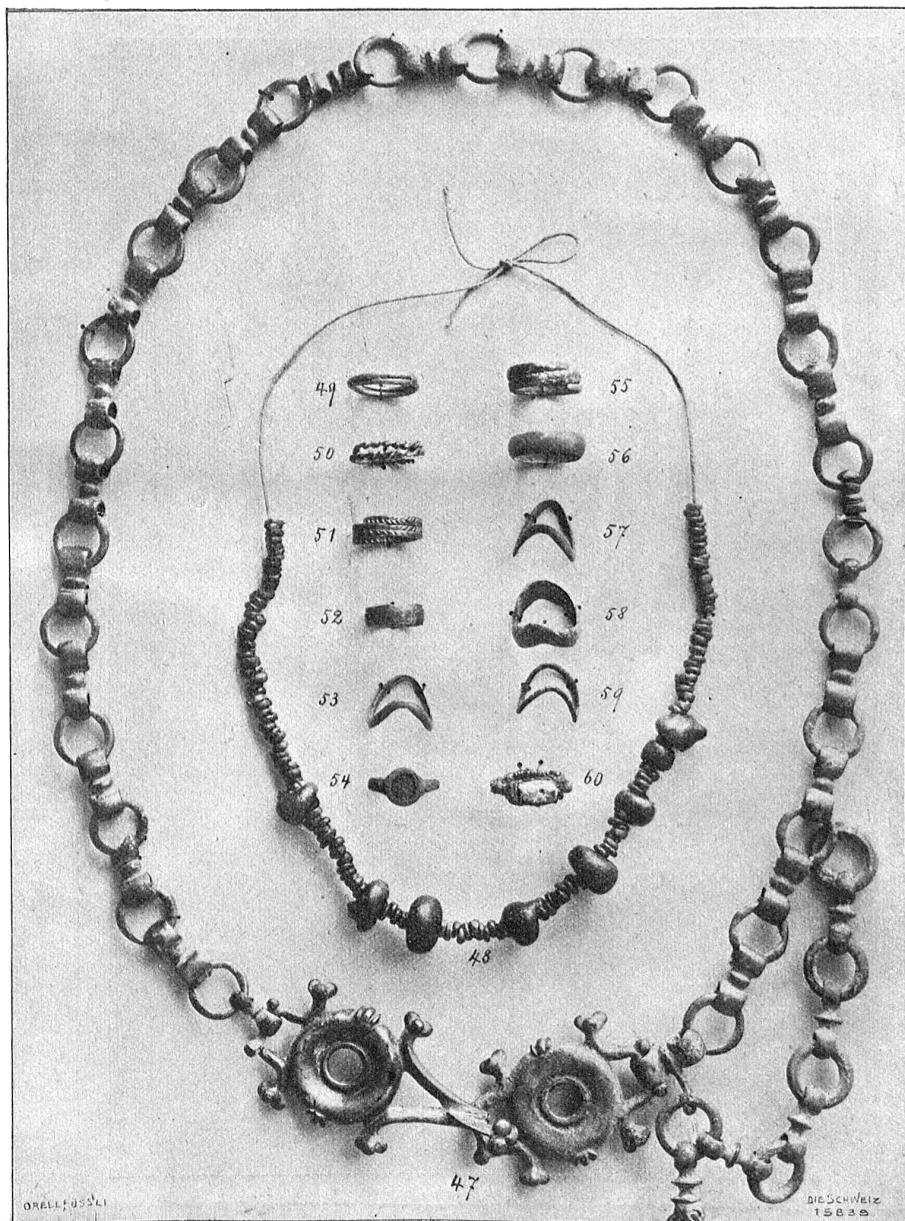


Abb. 47. Bronzene Gürtelkette aus Belp.

Abb. 48. Halschmuck aus Kobaltglas- und Bernsteinperlen.

Abb. 49-53. Goldringe.

Abb. 54-57.

Silberringe.

Abb. 58-60.

Bronzeringe.

zwei runde, sorgfältig herausgeschnittene Öffnungen aufwies, die eine rechts, die andere links am Hinterhaupt. Abb. 62 stellt die eine Seitenansicht dar. Bei vorsichtiger und gründlicher Reinigung erwiesen sich die beiden Löcher als Folgen eines chirurgischen Eingriffes, der Trepanation. Dem, welcher der Archäologie ferner steht, mag diese Deutung ungeheuerlich vorkommen. Es ist aber nachgewiesen, daß schon der Mensch der Steinzeit mit seinen unglaublich primitiven Instrumenten Trepanationen vornahm. Man kennt derart behandelte Köpfe aus vorgeschichtlicher Zeit aus fast ganz Europa, Nordafrika, Peru, Mexiko u. c., untere schweizerischen Pfahlbauten nicht zu vergessen. Vielfach fanden sich außer solchen Schädeln die runden, herausgeschnittenen Knochenstückchen, die durchlocht und als Amulette getragen worden waren. Wohl ist es uns nicht möglich, aus den stummen Zeugen dieser lebensgefährlichen Operation zu deuten, aus welchen Gründen sie vorgenommen wurde; aber die Ethnographie sorgt auch hier dafür, daß wir nicht auf bloße Vermutungen angewiesen sind. So üben die Südseeinsulaner und andere Primitive die Trepanation bei hartnäckigem Kopfweh, Irrsinn und Epilepsie. Bei Wahnstinn ist

die Vorstellung leitend, daß den bösen Geistern, die den Kranken beherrichen, ein Ausweg geschaffen werden müsse. Bei Epilepsie infolge einer Kopfverletzung greift auch die moderne Chirurgie zur Trepanation.

Hadte der operative Eingriff den gewünschten Erfolg, so stand das entfernte Schädelstück als Amulett in Ghren. Es haben sich auch Schädel mit ausgeheilter Trepanation gefunden, aus denen oft, wohl nach dem Ableben des Betreffenden, noch eine ganze Anzahl von Knochenstückchen geschnitten worden war, doch vorwiegend so, daß sie Teilstücke des vernarbenen Wundrandes an sich trugen. Welche Fülle von Vorstellungen läßt sich da nicht vermuten!

Der Schädel von Münsingen zeigt keine Spur des Heilungsprozesses, und es ist wohl anzunehmen, der Operierte sei dem Eingriff erlegen, es wäre denn, daß seine Gefährte eine Sitte geübt hätten, wie sie im Benigebiet angetroffen wurde. Dort bereitet man aus der Gehirnmasse eines verstorbenen Wahnstinnigen eine zauberkräftige Salbe, und um sie zu gewinnen, wird natürlich der Schädel angebohrt. Die Beschaffenheit der vorliegenden beiden Öffnungen verrät aber ein sorgfältigeres Vorgehen, als es bei einem Toten nötig wäre, sodaß wohl an Trepanation am lebenden Menschen zu denken ist. Als Beigaben fanden sich bei diesem Leichnam die Fibeln Nr. 3 und 4, und zwar die eine auf der Wange, die andere am Hinterhaupt, sodaß sich voraussehen läßt, das Haupt des Toten sei, zum Teil wenigstens, mit dem letzten Kleid verbüllt gewesen.

Die römischen Autoren schildern uns die Gallier als groß und geschmeidig, und die Knochenüberreste aus den Gräbern geben ihnen nicht unrecht. Die sehr entwickelten Muskelanlagen lassen auf ein kräftiges Geschlecht schließen, die Schädel- und Gesichtsbildung ist schön und ebemäßig; eine Hauptzierde bilden die wunderbar erhaltenen Gebisse. Daß aber auch diese Naturmenschen von allerhand Nebeln keineswegs verschont blieben, beweisen die häufig vorkommenden Spuren von Gicht, sowie selbst von bösartigen Knochenkrankheiten.

Über die Rasse wird vielleicht das nun vorliegende große Skelettmaterial einige neue Aufschlüsse geben; die Resultate der Untersuchung nach dieser Seite bleiben abzuwarten. Ebenso mag es der Phantasie des einzelnen überlassen bleiben, anzunehmen, daß auch Angehörige jenes Stammes dabei sind, der unserm lieben Schweizerland seinen poetischen Namen *Helvetia* verschenkt hat: der Helvetier. Da sie, gleichfalls ursprünglich Gallier, erst ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung oder sechzig Jahre vor dem Auszug nach Gallien aus dem Gebiete zwischen Main und Rhein in unsere Gegenden eindrangen, die meisten unserer Gräber aber älter sind, so werden sie wenig dazu beigesteuert haben.

Ob in den Waden der Weißen, die im Verlaufe der Ausgrabung schakulstig herbeikamen, nicht auch noch einige Tropfen Gallierblut aus dem Stammu fließen, der hier seine Toten begrub? Doch

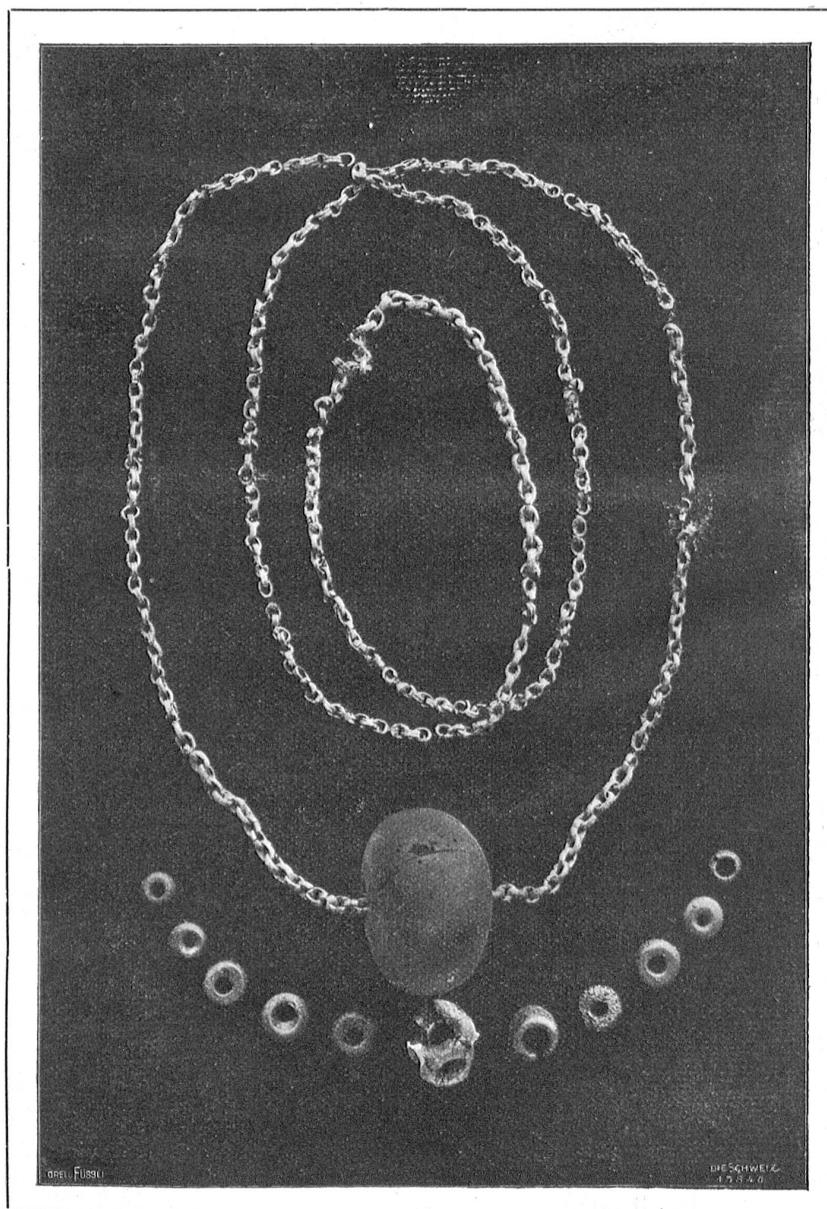


Abb. 61. Bronzeleite mit Bernsteinperle; außerdem zehn Bernstein- und eine Schmelzperle.

jedenfalls. Unser Gebiet hat kaum eine so radikale Germanisierung zur Völkerwanderungszeit erfahren, wie z. B. das ostschweizerische Flachland; das Berndeutsch (gemeint ist nicht jenes der Coiffeurs und Kellner), das zwar nicht so reiches Material ergibt, wie die äußere Erscheinung des Menschenklauses und seine oft seltsamen Sagen und Überlieferungen, lässt allerhand frühere fremdartige Einflüsse erkennen. Aber es ist auch gar mancher Stamm seither durchs Märetal auf- und abgezogen, Sieger und Besiegte; manch einer dürfte gefunden haben, das Stücklein Erde da oben sei so übel nicht, und das geblieben sein als fremdes Reis auf dem alten Stamm. Und heute leben sie friedlich beisammen in dem blühenden Dorfe, Schwarzaarige und Blonde, Germanen und Gallier, und die Pyramide des Niesen, die gedrungenen Häupter der Stockhornfette grüßen zu ihnen herüber, wie sie einmal die Leiden und Freuden derer mitangesehen, die jetzt nach mehr als zwei Jahrtausenden wieder ans Licht der goldenen Sonne kommen.

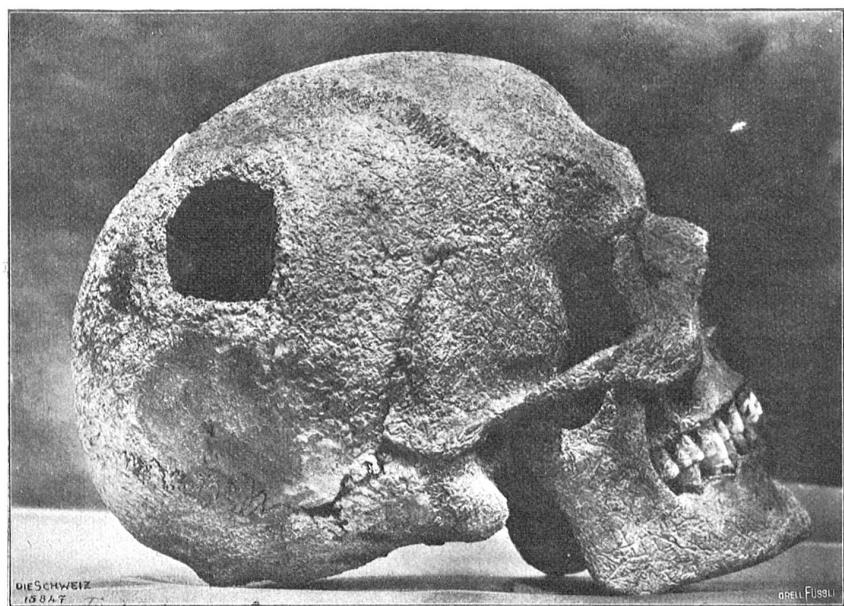


Abb. 62. Trepanierter Schädel von Münsingen.

Jakob Wiedmer, Bern.

## Auf dem Berg.

Skizze von Martha Geering, Basel.

Nachdruck verboten.

Jaoch, der Knecht, stand vor der Sennhütte und sah an den Felsen des Schwanderpitz hinauf, die grau und kahl ins Blau hineinragten. Jaoch war groß und mächtig von Gliedern und hatte blitzende blaue Augen und einen dichten rotblonden Bart. Nun hob er die Hand und beschirmte die Augen damit; denn die dünne Alpluft zitterte von Licht, und der Wasserstrahl über der Felswand schillerte bunt im Sprung durch den Sonnenschein.

An den Schwanderpitzfelsen bewegten sich zwei winzige Punkte; die rückten langsam, langsam bergab. Jaoch stieß die Hand sinken und ging in die Hütte zurück.

„Es war eine Stunde oder mehr verstrichen, da wurde die Tür der Sennhütte aufgestoßen, und zweie kamen herein; voraus ein schlanker Bub von magern, sehnigen Gliedern; der klappte in Holzschuhen über die Diele und gleich durch den halben Raum und lehnte sich an den Tisch und sagte: „So. Guten Tag!“ und hinterdrein ein Mädchen mit zierlichem Kopf und schwerem blondem Haar, auf dem ein kleiner, fester Strohhut saß, von einem Schleierchen überwoben; die blieb an der Tür stehen und forschte, den Kopf ein wenig erhoben, in den Raum hinein. Aber in dem Dunkel sah sie nur ein rot-loderndes Feuer, über dem ein großer Kessel hing, und daneben den Knecht; der hielt die Kesselkette und stand breitschultrig da und blickte sie an.

„Sie möchte etwas trinken,“ erklärte der Bub. „Es kost gleich,“ sagte der Knecht und nickte mit dem Kopf nach dem Kessel hin.

Sie tappelte nun auch herbei, ein wenig behutsam, auf dem Lehmboden, und sagte: „Guten Morgen! Das ist gut, daß wir da sind! Es ist mühsam da herunter!“

Der große Knecht schmückte von seiner Höhe auf sie herab und sagte: „Seid Ihr müd?“ und sie sah seine weißen Zähne durch den Struppelbart blitzen. Dann deutete er auf eine Stabellé und sagte zu dem Buben: „Bring's daher!“ Der stellte sie vor den Tisch, und das Dämmchen setzte sich darauf.

„Also vom Schwanderpitz kommt Ihr?“ fragte der Knecht. „Bis auf den Grat hat's nur gelangt,“ antwortete sie; „die Lust ist so dünn da oben. Das beengt einen. Ich konnte

nicht mehr weiter. Aber die Aussicht ist wunderbar! Wenn ich nur einmal ganz hinauf käme!“

„Wir könnten ja wohl hier übernachten,“ meinte nun Sepp, der halbwüchsige Führerbub, und schob die Ellbogen über den Tisch und legte den Kopf in die Hände. „Wir machen Ihr's auf dem untern Heuboden zurecht, wo wir letztes Jahr den deutschen Herrn übernachtet haben, und ich geh' auf den obern, und morgen zwingen wir den Spiz schon.“

Der Knecht sah auf die Fremde und vor sich nieder und schwieg.

„Und habt Ihr nicht gefragt, es komme heut einer, der zu Tal geht, an der Alp vorbei?“ fragte das Mädchen.

„Wohl, wohl,“ versicherte der Sepp, „der Melker-Emili, der geht heute noch hinunter.“

„Dem geb' ich einen Zettel mit an die Eltern. Ja, so kann's geben!“ Und sie sah von Seppi auf den Knecht und wieder auf Seppi. Jaoch schob mit dem Fuß das Feuer zusammen. Seppi nickte ihr zu wie ein Alter.

Sie hatte gegen die Flamme zu gefressen, den Rücken an den Tisch gelehnt. Jetzt drehte sie sich, legte ein Papier auf die Tischdecke und schrieb:

„Liebe Eltern! Wir sitzen wohl und munter in der Hütte des alten Seppi Gummer. Leider bin ich nicht bis auf den Gipfel des Schwanderpitz gekommen; doch werdet Ihr wohl nichts dagegen haben, wenn ich hier übernachte, um morgen die Tour ganz zu machen. Ich werde dann an die hohe Luft gewöhnt sein. Von hier sind es nur noch zwei Stunden bis hinauf. Wir haben prächtig Platz in der Hütte. Der kleine Seppi Gummer wird auf dem obern Heuboden schlafen und ich auf dem untern. Aengstet Euch ja nicht! Es ist hier so friedlich wie im Himmel, und überdies ist ein baumstarker Urmensch von Knecht da zu Schutz und Bedienung.“

„Gute Alix.“

Als der Brief geschrieben war, nahm das Mädchen den Hut ab, legte ihn auf die Bank und schob das Papier hinein. Dann drehte sie sich wieder gegen das Feuer und betrachtete das beschauliche Bild vor sich, den helldunklen Raum, in dem der blaue Rauch wogend und zerstreuend den Wänden nachstrich,